

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

31 (31.7.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

N^o. 31.

Sonntag, den 31. Juli

1904.

Der Einsiedler von der Hallig.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Auf die Bewohner der Residenzstadt B... schien der Winter noch einmal seinen ganzen Grimm ausgeschüttet zu haben, ehe das erste Sonnenlächeln des Frühlings ihn hinwegscheuchte. Berge Schnees hatte ein Abendwind über Märkte und Straßen geschüttet, als wolle er sie darunter begraben, die trotigen Menschen, die seiner spotteten hinter dicht verhängten Fenstern, und aus deren Schornsteinen ihm der Rauch aus Defen und Kaminen entgegenwirbelte, daß ihm die Augen übergingen und immer unsicherer seine Hand ward, die an den Scheiben Eisblumen zeichnete als Visitenkarte. Aber nun kam auch die freundliche Sonne noch den Trozigen zu Hilfe, der Schnee zerrann, die weißen Blumen schmolzen, und unter der Schneedecke sproßte junges Grün, das vorlaut, wie ein übermütiges Kind, der Welt die selige Kunde zulächelte: „Frühling ist gekommen!“ Und nun brachen sie alle hervor des Lenzes zarte Sprossen. Die Vögel probierten ihre Kehlen, das Schneeglöckchen läutete und: Frühling — Frühling jauchzten die Menschen, und Frühling grollte der mürrische Winter verschwindend, aber drohend ballte er die Faust. „Auf Wiedersehen!“ sollte das heißen.

Durch die Straßen der Stadt schritt ein bleicher, hochgewachsener Mann in schwarzer Kleidung. Es ist Leo Barfeld; die wenigen Monde, die verstrichen, seit er Lydia Bernheim Gastfreundschaft erwiesen, hatten den Zug des Leidens in seinem Antlitz noch vermehrt, wenn gleich dieser Ausdruck seiner männlichen Schönheit keinen Abbruch tat.

Soeben bog er in eine der vornehmsten Straßen ein und ließ rechts und links die Blicke schweifen, als suche er ein bestimmtes Gebäude. Da lagen vor seinen Blicken die stattlichen Häuser, von reichen Leuten bewohnt; die Sonne ließ die Weiße der Mauern doppelt

leuchten und heller die hohen Spiegelscheiben der Fenster glänzen, hinter denen meist die Vorhänge herabgelassen waren. Langsam ging Leo seines Weges, bis er das Ende der Straße erreicht hatte.



Das Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal in Berlin.

Hier, abgesondert von den übrigen Gebäuden, erhob sich ein stattliches Haus, das durch einen Vorhof, dessen Mitte ein kunstvoll gearbeiteter Springbrunnen zierte, seinen vornehmen Charakter deutlich zur Schau trug. Und doch hatte weder die Aristokratie des Geistes, noch die der Geburt diese glänzenden Räume gegründet, sondern die Aristokratie des Geldes. „Erbaut von Ludwig Gotthard Bernheim 1820“ stand auf einer Marmortafel, am Eingangster des Vorhofes angebracht. Der reiche Handelsmann hatte hier sein Andenken verewigen wollen.

Leo hielt den Schritt an. Sein Auge starrte auf das Haus, dessen Haupttor weit geöffnet war und den Einblick in das mit Marmor bekleidete, mit ausländischen Gewächsen ausgeschmückte Treppenhaus gewährte: hin und wieder zeigte sich ein Diener in himmelblauer, silberbordierter Kleidung, der, wie jemanden erwartend, in den Vorhof trat und die Straße hinunter blickte.

„Hier also!“ — Leo Barfeld senkte tief. — „Hier also weist Lydia!“

An dieser Stätte des Reichtums herrschte sie, und alle Freuden, alle Herrlichkeiten des Lebens schmiegt sich zu ihren Füßen, während der arme Einsiedler der Hallig an sie dachte Tag und Nacht und nimmer sie vergessen konnte.

„Ich wollte ihren Namen ausmerzen aus meiner Brust, ach, vermag ich's?“ fuhr Leo im Selbstgespräch fort, „aber Lydia Bernheim, ruft mir das Zeitungsblatt entgegen,

das vom letzten glänzenden Ballfest in ihrem Hause meldet, Lydia Bernheim nennt das Geplauder des Feuilletons die Königin der Mode, und Lydia Bernheim, flüstert mir jeder Gegenstand meiner Hütte zu, die von der Erinnerung

ung dem ehemaligen Gast geweiht ward.“ Ich segnete den Zufall, der mich zwang, in die Residenz zu eilen; noch einmal wollte ich sie sehen, die Stätte betreten, wo sie weilt; ihr Kind wollte ich sehen und segnen und dann zurück fliehen in meine Einsamkeit.

Aber ich taugte nicht in dieses Haus des Glanzes, die Lydia Bernheim, die mich verließ, so gut von edlen Vorsätzen erfüllt — die finde ich sicher nicht mehr in diesem Prunkpalast; ich mag sie nicht sehen, zurück denn!“

Er wandte sich zum Gehen, aber plötzlich stockte sein Fuß; wie gebannt blieb er an seinem Plage stehen.

Eine kleine Gesellschaft zu Pferde kam die Straße daher an ihrer Spitze eine Dame in einem Reittleide von schwarzem Samt; das blonde Haupt mit den leicht geröteten Wangen und den blitzenden Augen war durch ein schwarzes Hüthen geschmückt, von dem ein blauer Schleier lustig im Winde flatterte; der eine ihrer Begleiter, ein älterer Mann, in Uniform, der andere, jung und stattlich, in elegantem Reitanzug.

Leo kannte das Antlitz der Reiterin, erkannte die Stimme, die lachend silberhell an sein Ohr schlug, und sein Herz zuckte krampfhaft zusammen. Der Diener war aus dem Hause gestürzt und hatte weit den Flügel des eisernen Hof-tors aufgerissen. An Leo vorbei sprang die Reiter, mit zurückgehaltenem Atem schaute er ihnen nach; aber plötzlich wandte Lydia das Haupt, — ihr Blick fiel auf den regungslos dastehenden. „Barfeld, wirklich! — er ist es, mein gütiger Beschützer!“

Wie ein Jubelruf klang dies Wort von ihren Lippen, wie die Freude eines beglückten Kindes leuchtete es aus ihren Augen, als sie, leicht wie eine Feder sich vom Pferde schwang und auf Leo Barfeld zueilte, dessen Hand sie erfaßte.

„Und nun lasse ich Sie nicht wieder, Sie sind mein Gast,“ rief sie; „hier der Bruder meines verstorbenen Gemahls, Major Bernheim,“ — sie wies auf den Offizier, — „hat das zweite Stockwerk meines Hauses inne, bei ihm sollen Ihnen Zimmer eingerichtet werden. Aber kommen Sie, kommen Sie ins Haus, das der geehrtesten Gäste einen empfängt, der je unter sein Dach getreten.“

Fast willenlos ließ sich Leo von dem Zauber berücken, der ihn umgab; wie süße Musik tönten Lydias Worte in sein Ohr, und nun war er drinnen in ihrem Hause, durchschritt an ihrer Hand prächtige Säle und Zimmer, — ein hoher Spiegel widerstrahlte eben seine Gestalt, einen hoch aufgerichteten, einen anderen Mann, als sechs Jahre ihn gekannt, — nicht mehr der Einsiedler der Hallig, — einen Weltmann, gewohnt, sich auf dem Parkett des Salons zu bewegen; und still bewundernd hing das Auge der jungen Frau an ihm, die an seiner Seite dahinschritt.

Sie saßen einander gegenüber, wie vor wenigen Monden, als die Wogen der Nordsee die junge Witwe ans Halligeland geworfen hatten. Die Mittagszeit war vorüber, der Major hatte sich dienstlicher Angelegenheiten halber entfernt und Lydia mit ihrem Gast im Salon allein gelassen. Die Menschen waren dieselben, und doch wie anders die Umgebung! Statt einer Hallighütte ein mittelgroßer, teppichbelegter Raum, dessen Wände mit dunkelroter Seide bezogen waren; statt der Holzstühle schwellende Samtessel feltne Gemächse des Tropenlandes erhoben sich in einer Nische; ein kostbarer Kronleuchter hing von der kunstvoll gemalten Decke. Wohin das Auge auch fiel, überall sah es Reichthum und kunstsinigen Geschmack.

Mit sichtlicher Freude beobachtete Lydia, die, nach Hause gekommen, sofort ihren Reitanzug mit einem einfachen Kleide von schwerer, schwarzer Seide vertauscht hatte, den wohlthuenden Eindruck, den ihre Höflichkeit auf Leo auszuüben schien. Jetzt neigte sie sich näher zu ihm, und mit innigem Tone, der aus dem Herzen kam, sagte sie: „Nicht wahr, Herr Barfeld, Sie nehmen Ihr Wort zurück, das sie bei Tische äußerten, und Sie reisen diesen Abend noch nicht. Sie bleiben noch mein Gast — ich beurlaube Sie nicht so bald.“

Barfeld fuhr zusammen, als erwache er aus einem Traume. „Und doch, ich darf nicht länger weilen,“ erwiderte er. „Ich wollte Sie eigentlich nicht wiedersehen, gnädige Frau; ich — ich verschone meine Freunde gern vor einem unbequemen Gaste, wie ich es bin; und doch zog mich der träumerische Eigennuß der Seele zu der Absicht, wenigstens die Stätte zu erschauen, wo meine Freundin walte. Nun fand ich Sie selber wieder und konnte nicht widerstehen, hier einzutreten. Lassen Sie das genug sein; ich kehre gern auf mein stilles Eiland zurück; ich weiß Sie glücklich.“

„Glücklich?“ — Lydia betrachtete ihn scharf, — „wer weiß! Aber,“ fuhr sie, den Ton ändernd, fort, „nicht einmal mich sehen zu wollen, da Sie sich hier in der Residenz aufhielten; unser Begegnen einem Zufall zu überlassen, — O Herr Barfeld, Sie können grausam sein!“

„Grausamer die Dual, die ich von hier in meine Einsamkeit zurücktrage,“ tönt es in Leos Seele, dann aber sagte er laut:

„Ich kam hierher, um ein kleines Kapital zu retten, das durch den Bankrott des Handelshauses, dem ich es anvertraut hatte, auf dem Spiele stand. Ich langte zu rechter Zeit hier an, und nur dieser Umstand, für andere geringfügig, für mich bei meinem erwählten Beruf von großer Bedeutung, vermochte, mich wenige Tage in die Welt zu schleudern, der ich für immer entragt habe. Doch noch einen Wunsch hätte ich, eine Bitte, ehe ich Ihnen Lebewohl sage — lassen Sie mich Ihren Sohn sehen, gnädige Frau.“

Ein flammendes Rot bedeckte Lydias Wangen.

„Meinen Sohn — o gewiß, Sie erfüllen meinen eignen Wunsch durch Ihr Verlangen; aber dann müssen Sie schon verweilen — nur bis morgen; wir werden dann zu ihm fahren.“

Leos Antlitz verdüsterte sich. „Sie halten ihn noch immer fern von sich? Fremde, Bezahlte erfüllen an ihm die Pflichten, die der Mutter zukommen? — Doch verzeihen Sie, was kimmert's mich?“

„Sie sind bitter, Herr Barfeld,“ versetzte Lydia beschämt und beinahe verletzt, „und mit Recht dürfen Sie es sein. Ja, tadeln Sie, schelten Sie mich; ich will es ruhig tragen. Ich bin ein Kind des Augenblicks. Als ich die Residenz betrat, als die Luft des Salons mich aufs neue durchströmte, da vergaß ich — nicht meines Freundes auf der Hallig — aber dessen, was ich ihm gelobt. Ich fand meinen Knaben gesund, glücklich, in guter Pflege — sollte ich ihn in andere Luft versetzen? Ich ließ ihn, wo er war und gut gedieh. Aber, obwohl ich das Leben mit vollen Zügen genieße, so bin ich mir doch bewußt, die ganze Liebe meines Herzens meinem Kinde bewahrt zu haben und meinen Namen, den ich ihm vererbe, so rein zu halten, daß nicht der leiseste Vorwurf ihn zu beslecken vermag. Der bejahrte Bruder meines Vaters, als Ehrenmann geachtet, ist mein natürlicher Beschützer; an ihm würde ich den strengsten Richter finden. Und, was nun meinen Emil betrifft, Sie selber sollen sich überzeugen, ob er der Pflege entbehrt; nicht wahr, Sie bleiben bis dahin?“

„Morgen — und warum nicht heute noch? Es ist kaum Nachmittag?“

„Heute, nein, sich zu verstellen vermag Lydia Bernheim nicht,“ rief die junge Witwe, „heute ist die letzte Gesellschaft im Hause des russischen Gesandten; die Robe habe ich mir aus Paris dazu verschrieben, ein Meisterwerk der Toilettenkunst; ich lege sie an, fliege auf eine halbe Stunde hin, erobere alle Herzen, zerstöre das Vergnügen der meisten Damen, lasse mir hier Komplimente sagen, überhöre dort das boshafte Flüstern und husch — husch! bin ich wieder hier, zu plaudern von vergangenen Tagen. Morgen aber fahren wir zu meinem Emil, meinem süßen Knaben, nicht wahr?“

„Ich sollte Ihnen zürnen, gnädige Frau, und doch, ich vermag es nicht,“ erwiderte Barfeld. „Nun wohl, wir werden morgen Ihren Sohn besuchen. Ich will nicht heimkehren in meine Einsamkeit, ohne das Kind Lydia Bernheims geküßt zu haben.“

Fünftes Kapitel.

Der Abend war gekommen, in den Straßen wurden die Laternen angezündet; das ganze belebte Treiben einer Residenz mit seinem Wogen und Drängen, das mit der Dämmerung zu beginnen pflegt, entfaltete sich vor Leo Barfelds Blicken, als er, durch die Straßen schreitend, dem nächsten Tore zuwandelte, ein wenig frische Luft zu schöpfen, während Lydia sich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen hatte, um die Pariser Toilette anzulegen. Die Luft war milde, und in tiefen Zügen atmete Leo die so gewohnte frische Luft, die er in den Mauern der Stadt entbehren mußte. Weiter schritt er und weiter seines Weges, die Residenz wie seine Umgebung waren ihm fremd. Er freute sich des herrlich ge-ebneten Weges, der stattlichen Landhäuser von rechts und links, von denen die meisten noch nicht bezogen waren.

Ein Reiter sprang eben den Fahweg der Straße ent-

lang; er schien, es eilig zu haben; Funken sprühten auf unter den Hufen des Pferdes, unaufhaltsam ging es vorwärts.

„Emil, Kind, wo bist Du?“ tönte eine ängstliche Frauenstimme neben Leo; sie kam von einer bejahrten, halb städtisch, halb bäuerlich gekleideten Person, die sich bei einem andern Frauenzimmer in dem Vorgarten einer der Willen unterhalten hatte und jetzt ans Eisengitter lief.

„Emil,“ widerholte sie, „wir haben Dich ganz vergessen; längst schon solltest Du zu Bett sein — komm — komm!“

Ein lauter, schriller Aufschrei eines Kindes antwortete ihr — ein Fluch von den Lippen des Reiters folgte; dann sprengte der Fremde unbekümmert weiter; in der Mitte des Fahrwegs aber lag ein ächzendes und stöhnendes Kind. Das Pferd war über dasselbe hinweggegangen und hatte es mit seinem Hufe berührt. Blut quoll aus einer Wunde des blond gelockten Köpfchens.

Blitzschnell war Leo bei dem Kinde; er hob es in seine Arme, sanft, ganz sanft und nun schlossen sich die blauen Augen des Kleinen und es senkte sich das zarte Haupt auf des fremden Mannes Schulter; das Bewußtsein des Kindes schwand. Inzwischen waren auch die alte Frau und ihre Gefährtin laut jammernd herbeigeeilt.

„Ach, welch ein Unglück! Was wird die gnädige Frau sagen? Ich unglückliche Person! Emil, mein süßer Emil, nicht wahr, Du bist nicht tot? Sieh doch Deine alte Marta an.“

„Stille, stille,“ gebot Barfeld; „hier tut vor allen Dingen rasche Hilfe not. Der Knabe gehört in eins dieser Häuser, nicht wahr?“

„Hier, hier, hier!“ Die Frau deutete auf das Gebäude, aus dessen Garten sie hervorgestürzt war.

Barfeld eilte, den Knaben auf dem Arm, hastig ins Haus. Eine junge Magd kam ihnen entgegen. „Welches Unglück!“ rief sie; „ist das Kind tot?“

„Gott gebe, daß es nur Ohnmacht ist,“ verjette Barfeld; „geschwind ins Bettchen, ich will die Wunde untersuchen, und Sie,“ wandte er sich zur Alten, „benachrichtigen Sie doch die Eltern, und Sie,“ rief er der Magd zu, „rennen Sie zum nächsten Arzt.“

Die Alte hatte ein Zimmer geöffnet, wo in der Nähe eines größeren Lagers sich eine Kinderbettstelle befand. Jetzt flüsterte sie der Magd einige Worte zu, die eilends verschwand; dann trat sie zu Leo, der nachdem er den Knaben entkleidet und sanft gebettet hatte, die Wunde untersuchte.

„Reines Linnen — Wasser, aber schnell!“

Zitternd brachte die Frau das Verlangte. Leo wusch und verband das Köpfchen des Knaben, der, von der Berührung des kalten Wassers aus seiner Bewußtlosigkeit erweckt, die Augen ein wenig aufschlug und sich stöhnend auf seinem Lager herumwand.

„Gnädiger Herr,“ flüsterte die Alte, „ich bitte Sie, sagen Sie nicht meiner Herrschaft, daß ich vernachlässigte, auf den Knaben zu passen, es ist das erste Mal, daß er nicht zu Bett war um diese Zeit; — aber die Haushälterin des Nachbarn erzählte mir eben — und er muß dieselbe Minute aus dem Garten gelaufen sein, ohne daß wir eine Ahnung hatten —“

„Ruhe! Es wird sich finden,“ unterbrach Leo sie ebenso leise. „Doch warum erscheint noch keiner der Verwandten des Kindes hier? — Wer ist denn Ihre Herrschaft?“

„Ich habe bereits die Nise zum Arzt und zur gnädigen Frau gesandt. Die Mutter des Kindes hat mir den Knaben anvertraut und heißt Frau Lydia Bernheim.“

Mit Gewalt preßte Leo den Schrei zurück, der sich seinem Munde zu entringen drohte. Lydias Kind war es, das seine Arme getragen hatten, — Lydias Kind, hinter dessen Lager düster der drohende Todesengel aufstieg, Lydias Kind, das blutend, ächzend sich in Schmerzen wand — und seine Mutter rauschte mit der Pariser Seidentoilette in den Sälen der russischen Gesandtschaft — seine Mutter tanzte.

Er sprach kein Wort mehr zur Alten; stumm setzte er sich nieder, seine ganze Seele, sein ganzes Sein schien an jedem Atemzuge des Kindes zu hängen.

Endlich ward es geräuschvoll im Hause; der zunächst wohnende Arzt, von der Botin zur höchsten Eile ermahnt, war vorgefahren und trat ins Zimmer. Kunstgerecht prüfte er die Verletzung des Knaben. „Nicht absolut tödlich, aber sehr gefährlich,“ sprach er; „eine halbe Linie tiefer, und das Kind wäre schon eine Leiche. Wer hat die Wunde verbunden?“

„Ich, Herr Doktor,“ antwortete Leo, „ein Fremder, den die Hand Gottes leitete. Die Abgelegenheit meiner Wohn-

stätte hat mich genötigt, mir einige kleine chirurgische Kenntnisse zu erwerben; ich bin oft in der Lage, Menschen Beistand leisten zu müssen.“

„Ihr ernster, sachgemäßer, energischer Beistand hat vor der Hand dem Kinde eine gefährliche Krisis erspart. Morgen in aller Frühe komme ich wieder, jetzt ruft mich leider die Pflicht weiter.“

Von der Alten geleitet, entfernte sich der Arzt; still ward alles wie vorher.

Inzwischen hatte völlige Dunkelheit der Nacht die Herrschaft angetreten. Das Krankenzimmer ward von einer kleinen, grün beschirmten Lampe notdürftig erhellt, und das matte Licht verbergte Leos bleiches, zuckendes Antlitz am Lager des fremden Kindes.

Plötzlich rasselte wieder ein Wagen vor das Haus; nun kamen leicht beschwingte Tritte die Stiegen empor, wie Seide rauschte es auf dem Flur; die Thür ward aufgerissen, und erschreckt fuhr der Knabe zusammen; ein duftiger Hauch von Veilchen und Maiblumen gemischt, strömte durch das Zimmer und eine Dame rief: „Mein Emil, o, mein geliebter Sohn!“

Am Bette ihres Kindes brach Lydia Bernheim zusammen, eine Wolke von Bändern! Es konnte keinen größeren Gegenstand geben, als die Erscheinung der Mutter im Krankenzimmer des Knaben, den der Tod jeden Augenblick zu erreichen drohte. Ein Kleid von roter Seide, langschleppend, umrauschte die zierliche Gestalt der Witwe, kostbare, weiße Spitzen, perlenbelaute Blumen bildeten den reichen Besatz, und ein Zweig gleicher Blumen von einer Reiserfeder gehalten, schmückte das Haupt, dessen Antlitz nicht minder bleich war, als das ihres verwundeten Kindes auf dem Kissen.

Der Kleine öffnete die Augen und schloß sie gleich wieder. „Nicht Mama holen,“ bat er leise, „Emil macht schönes Kleid schmutzig — hörst Du guter fremder Mann?“

Lydia erhob, wie hilflos, den Blick auf Barfeld, der sie fest ansah, als wolle er ihr bis in die Tiefe ihrer Seele schauen.

„O, mein Kind,“ flüsterte die zerknirschte Mutter dann wieder, „wie furchtbar rächst Du Dich! Emil,“ fuhr sie etwas lauter in zärtlichem Tone fort, „Emil, mein süßes Kind, Deine Mutter ist ja bei Dir, wird bei Dir bleiben, — immer — immer werde nur gesund. Wir wollen zusammen spielen und Blumen pflücken — und lachen — nicht wahr, Emil? lachen.“

Groß starrte der Knabe auf Lydia, das beginnende Fieber leuchtete aus seinen Augen: „Weg, weg, Frau! Dein Kleid ist gefärbt mit Emils Blut. — Sage sie doch weg, Du guter Mann, — Marta!“

Das Kind verstummte und schloß die Augen. Mit einer hastigen Bewegung riß Lydia die Blumen von ihrem Haupte und schleuderte sie in die Mitte des Zimmers, die zarten Hände zerrissen den kostbaren Spitzenüberwurf. Die Lippen der Unglücklichen waren fest aufeinandergepreßt, aber ihre Augen sprachen von dem grenzenlosen Jammer ihrer Seele.

Jetzt trat Barfeld an sie heran. „Gnädige Frau,“ redete er sie sanft an. (Fortsetzung folgt.)

Schöne Tage.

(Nachdruck verboten.)

Wintern Wald versank die Sonne
Müßig geht der Tag zur Ruh,
Alles Leid und alle Wonne
Deckt die Nacht mit Schlummer zu.

Ahnungsvolles leises Rauschen,
Lüfte ziehen in die Fern;
Farbenprächtige Blumen lauschen
Zitternd auf zum Abendstern.

Ach es mahnt mich meiner Lieben
Mit der Sehnsucht bitterm Weh,
Die im Kampf der Zeit geblieben,
Wenn des Abends Bild ich seh'.

Schon verchwimmen Wald und Matten
Herz, wie wirst Du groß und weit!
Ja, es nah'n die teuren Schatten
Schweigender Vergangenheit.

Und sie wogen auf und nieder
In Erinnerung, licht und hehr;
Schöne Tage kommen wieder,
Das Vergang'ne kehrt nicht mehr.

P. Stadler.

Christian, der Flößer.

Erzählung aus dem Schwarzwalde von Hans Brandes.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Ach will ihm!“ lachte der Bursche, und augenblicks bohrt sich seine Stange in den Grund, das Borderteil zuckt und schwankt, dann ist das ganze lange Band wieder eine gestreckte Linie. Der Steuerer behält nun sein Lenkholz in Händen, denn vorn am Herrenberg biegt die Rinzig wiederum nach links, dort gilt's auch tüchtig aufzupassen, um nicht einen Balkenpfeiler der alten Holzbrücke mitzunehmen, die das Gaslacher Ufer mit der Fischerbacher und Schnelinger Talseite verbindet. Als dann Luisens Absteigestation Steinach sichtbar wurde und von dem Kirchturme dieses Dorfes das Gfuhrläuten ertönte, da klopfte der Christian schon mit einer kleinen Sorge an das Bierfäßchen, den Stand des begehrten Inhaltes zu prüfen.

Am nächsten Tage gab's heiße Arbeit. Die Rinzigflöße lagen im Rhein; je vier mußten zu einem Rheinflöße vereinigt werden. Am Nachmittag wäre die Arbeit getan gewesen, aber ein Floß blieb aus, das in den Mittagsstunden erwartet wurde. Da schwemmte denn das Häuflein der Flößer den Nerger über die Verzögerung in einer Kehler Wirtschaft hinter.

Schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu, als die Ankunft des verspäteten Transports gemeldet wurde. „Schwabenfritz“, sagt der Kaver, „man sollt ein Bissel auf den Christian aufpassen, der hat stark geladen!“

„Bist auch ein Flößer? Im größten Kausch fürcht' ich ein Rheinbad nit!“

Die Leute gehen an die Arbeit. Es ist schon dunkel geworden, als der Spätling mit seinen drei hölzernen Reisegefährten zusammengesperrt ist. Die Flößer suchen ihr Zeug zusammen und gehen ans Land. Einer aber schreiet an das hintere Ende des mächtigen Floßes, da er dort etwas vergessen zu haben scheint.

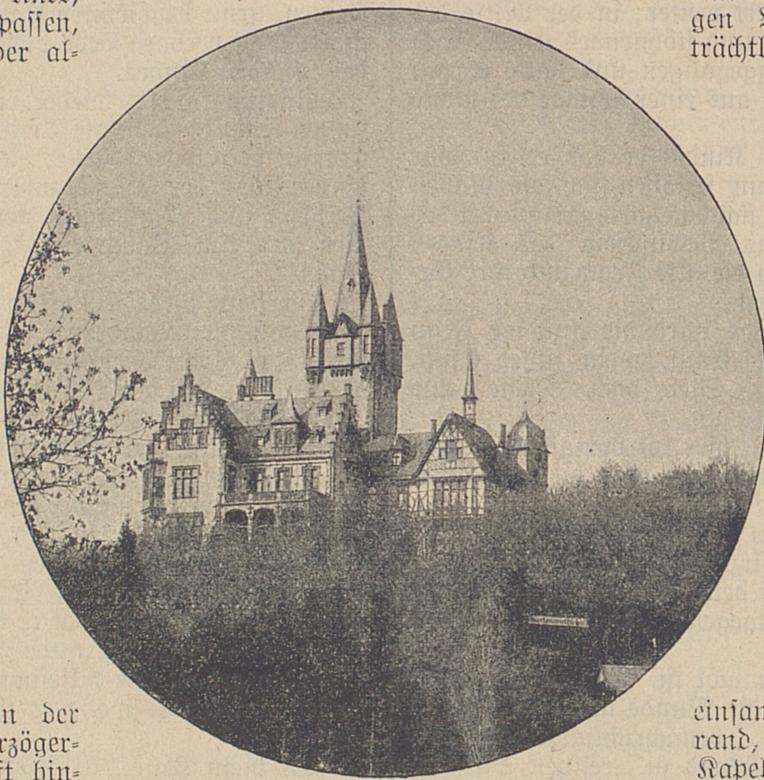
„Ist das nit der Christian dort hinten? Hat er denn sein Floßstang noch zu suchen? — O! Schnell! Der Christian ist in Rhein g'fallen!“

Eiligst springen die Männer auf das Floß und rennen dem Plage zu, wo der Vermißte zuletzt gesehen wurde. „Christian!“ Alles

ist ruhig; nur an den Stämmeköpfen des Hinterteils bricht sich die Flut, und draußen gröhlt und gurgelt die Strömung des Rheins. „Christian!“ ruft der Kaver, Schweißtropfen der Angst auf der Stirne. „Er muß unter das Floß getrieben sein. Schnell, die Weiden ab!“

Indes ging dieses nicht so rasch, und als endlich das mächtige, wohl zwölf Meter breite Floß etwas abtreiben konnte war eine geraume Zeit vergangen. Man sah und hörte nichts. Kaver selbst war in die Flut gesprungen und hatte sich unter dem Holzwerk durchgearbeitet, vergebens. Die Nacht ließ keinerlei Bemühungen mehr zu. Bleich und erschüttert begaben sich die Flößer in ihr Kehler Quartier.

Zwischen dem Fischerbach und dem Welschenbollenbach hat der fromme Glaube eines Bauern eine kleine Kapelle errichtet, dem heiligen Wendelinus geweiht. In beträchtlicher Höhe überrascht des „Waldgrabenburen-Kapelle“ den Wanderer inmitten geheimnisvoller Waldeinsamkeit. Wer vom Harmersbach den Weg nach dem Rinzigtale über den aussichtsreichen Schornfelsen wählt, läßt sich gewiß von dem einsamen Gotteshause einladen, dem ewigen Vater einen stillen Gruß zu senden. Und fürwahr, kein Riesendom der Welt vermag so eindringlich zu reden, vermag den lauen Christen so wirkungsvoll an seine Pflicht zu mahnen, als dieses stille Kirchlein am Walde. Ein meist von Holzfuhrwerken befahrener Weg führt hier vorbei hinab ins Fischerbach; meist auch nur Holzarbeiter und die Bewohner der umliegenden Bauernhöfe sind die Väter im einsamen Höhenkirchlein. Am Waldrand, nur wenige Schritte von der Kapelle talabwärts ist von kundiger Hand eine Lourdesgrotte geschaffen worden mit dem lebensgroßen Holzbilde der Himmelsmutter. Leppiger



Villa Andree in Königstein im Taunus.

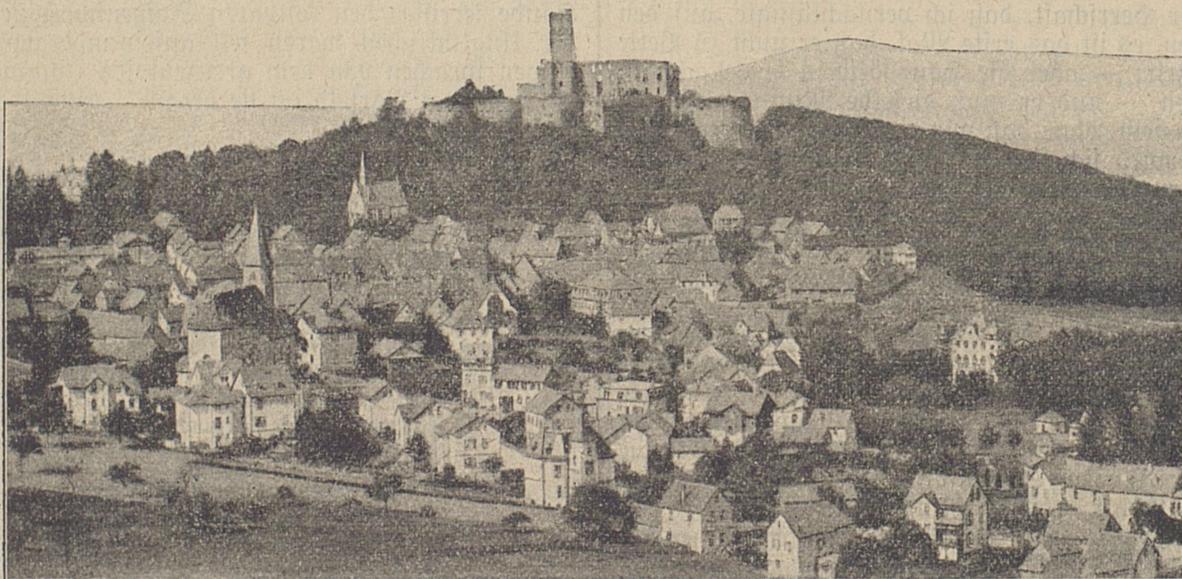
Es feu umwuchert das Gemächer; daneben rauscht ein kühles Brünnelein. Ist sein Wasser auch keine Heilquelle, so ist es doch das Herzwasser des Geistackerberges, so frisch und erquickend, daß kein Wanderer vorübergeht, ohne die hohle Hand als Trinkbecher unter den kalten Strahl zu halten.

Auf der Bank vor der Grotte kniet eine Mädchengestalt. Auf dem Gesichte liegt ein verklärter Schein. Halbblaut murmeln die Lippen der Betenden.

„Heilige Mutter, bitte für uns! Verleih unserm Ohstand

Deinen Schutz! Sei unsre Fürbitt, wenn Gram und Sorgen unser Haus bedrohn!

Komm uns zu Hilf' in aller Not und bitt' für uns, daß wir im Glück Gott nie vergessen und Dich, Mutter der Barmherzigkeit! Und, heilige Mutter Gottes, bitt' auch zu Deinem



Königstein im Taunus.

meinen Christian, daß er das Trinken läßt und allzeit ein braver Mann bleibt! Begrüßet seist Du Maria...“

Luiße ist's. Vater und Bruder arbeiten im Bosh, und das Mädchen kommt eben zurück vom Essen. Nach Beendigung des Gebetes ergreift die Väterin den Korb mit dem Geschirre und schreiet rüstig fürbaß dem heimatischen

Gaule zu. Während sie durch den Wald eilt, sind ihre Gedanken bei den Ereignissen, welche die kommende Woche bringen soll. Sie soll eine Hausfrau werden, das Weib ihres lieben Christian! Ihre Füße straucheln nicht in dem schluchtartigen Abstieg, der sie rasch nach der Kirche in Weiler leitet, trotzdem ihre Gedanken nicht hier bei dem geröllreichen, bachbettartigen Pfade weilen, sondern sie hinunterversetzen zu ihrem eigenen Hochzeitszuge auf dem Sträßchen durch Weiler. Aus allen Fenstern und Haustüren lugen die Menschen, freundliche Blicke grüßen die glücklich lächelnde Braut, aus den Höfen puffen die

Pistolen- und Flintenschüsse der Burschen, und an Luisens Seite —

Christian, der starke, liebe Christian.

Nun tritt das Mädchen aus dem Walde. Merkwürdig, die weißen Kreuze des Friedhofes, der vor ihr um der Kirche liegt, haben die leichtfüßige Gestalt erschreckt, und wie Blei liegt's ihr in den Gliedern. Schon hunderte Mal ging sie diesen Weg und immer fiel ihr Blick über die Ruhe der Toten hinweg in das weite, lachende Ringtal. Nur heute drängen sich die Gräber so nah an ihren Blick, und das liebliche Hochzeitsbild ist weg. Aber rascher jetzt eilt sie zu Tale. Noch ist so manches zu vollenden an der Aussteuer.

Unter der Türe eines Bauernhauses, wo Luisens Weg vorbeiführt, lehnt traurig ein junges Mädchen.

„Nun, Seppe, warum so traurig? Was hast?“

Das Mädchen fährt zusammen und blickt wie verstört in das Gesicht der nahenden Freundin. Aus den Augen rieseln jetzt Tränen.

„Seppe, was ist, Du hast ja Wasser in den Augen!“

„Arme Luis!“ Mehr vermag das Mädchen für den

Augenblick nicht zu sagen. — Jene greift an das Herz. Warum ward ihr so angstvoll zu Mute?

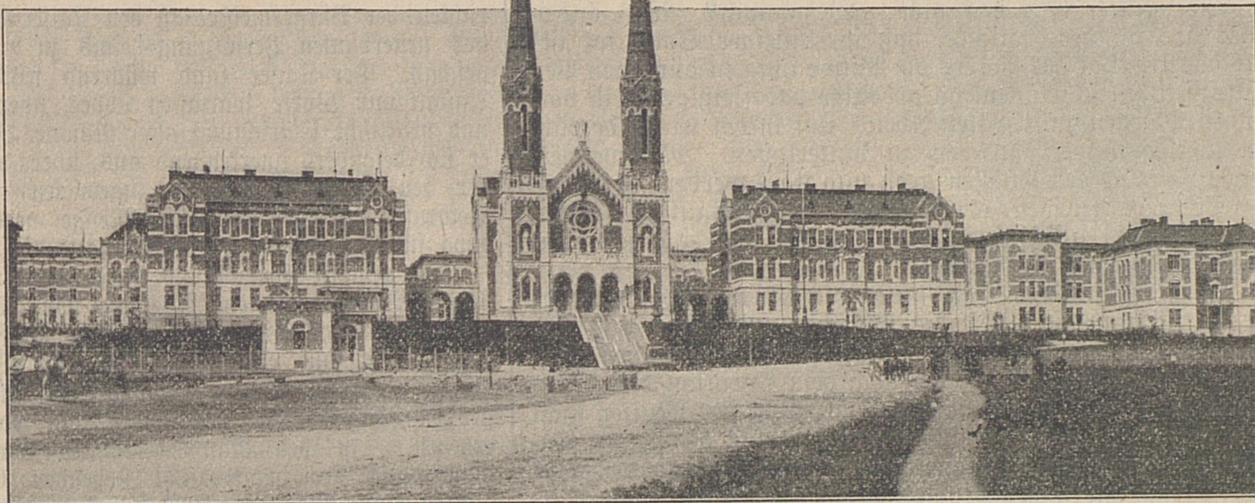
„Seppe, was weißt?“

„O Luis!“ stammelt Josepha, „Du weißt's noch nit, — o arme Luis!“ — Der Christian — —“

„Der Christian? Seppe! Was ist?“

Traurig weist die weinende Freundin ins Dorf. „Er ist tot!“

„Tot!“ gelst Luisens Schrei. Dann stürzt sie



Die neue Versorgungsanstalt der Stadt Wien.

fort. Sie durchrennt Weiler, nicht achtend der teilnehmenden Blicke; der Korb mit dem klirrenden Geschirre hindert ihren Lauf, sie stellt ihn ab, mitten in den Weg und eilt weiter. Da sind die Häuser Echhaus, jenes Gebäude hemmt noch ihren Blick, da — ein Haufen Leute, Männer, Frauen und scheue Kinder und in aller Mitte ein Gefährt.

Vier Männer stehen auf dem Wagen und heben etwas hoch — einen schwarzen Sarg. „Christian!“ Luisen bricht zusammen.

Später öffnen sie den Sarg im Hause. Die weinende Mutter kniet an der Bahre ihres Sohnes. Nun zum zweiten Male zwingt sie das Schicksal auf die Knie nieder an der Seite eines jäh aus dem Leben gerissenen lieben Toten. Vor zwanzig Jahren, als der Christian noch ein kleiner Bube war, brachte man ihr den bleichen Gatten ins Haus; eine umstürzende Tanne hatte ihn erschlagen.



Eine Szene aus dem Schauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ in der Darstellung der Schweizer Volksschauspielgesellschaft in Wiedikon-Bürich.

Nun haben sie auf derselben Stelle in der geräumigen Bauernstube den Sohn niedergelgt, bleich und tot, wie einst den Vater, der als Holzknecht in den Wäldern des Fürsten von Fürstenberg sein Brot verdiente.

Das Gesicht des Toten zeigte an der Schläfe eine Wunde. Wie der Xaver den umstehenden Nachbarn erzählte, müsse der Christian am Floßende ausgeglitten und beim Falle auf eine der scharfen Kanten am Ende der Stämme gestürzt sein; jedenfalls sei er dadurch bewußtlos geworden und unter das Floß getrieben. Sonst wäre einem Schwimmer, wie der Tote es gewesen, das Unglück nie und nimmer passiert.

Die Mutter hört das nicht. Wozu auch? Was ändert alles das an der Tatsache, daß ihr einziger Sohn tot ist? Als das Unglück des Vaters die Witwe jung in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen, da arbeitete das fleißige Weib vom frühen Morgen zum späten Abend, um ihrem Kinde dereinst ein schuldenfreies Häuschen zu hinterlassen. Mit welchem Stolz hatte sie den Knaben groß und stark werden sehen, wie der Vater es gewesen, arbeitsam und herzensgut wie dieser, und später so glücklich in der Aussicht auf eine segnenverheißende Heirat! Und nun?

Am nächsten Vormittag läuten die Glocken in ein offenes Grab. Stumm schreiten die Burschen mit ihrer Last zur Höhe, und droben senken sie den Toten hinab, dieselben Burschen, die vor wenigen Tagen noch dem Christian das schäumende Bier gereicht. Wen das Schluchzen der Mutter nicht zum tiefsten Mitschmerz führte, dem preßte gewiß der Anblick der gebrochenen Mädchengestalt, deren tränenleerer Blick geistesgeschwunden auf dem offenen Grabe haftete, die Mitgefühlshähnen aus dem Auge.

Unten rauscht die Kinzig; ihre Wasser singen dasselbe eintrönige Lied, wie am Vormittage des letzten Mittwoch, als über den Wellen die Weise erklang:

„Den Floß in Lauf! Stoß, Bruder zu!
Laß's Briege sein, mein Mäd'el Du!“

Der Christian von Eschau war das letzte Opfer, das die Flößerei im unteren Kinzigthale gefordert hat. Als bald nun der Lokomotivenpfeiff ertönte, schlug das Sterbestündchen der Flößerzunft. Seither ist die Kinzig still und verlassen und trauert über den Untergang einer ehrenvollen, mutigen Berufsklasse. Aber zahlreich sind in dem Bette des Flusses die Wehre geworden, welche die Wasser nach den Fabrikkanälen ableiten. Wenn die Fluten so dahinwallen, klingt aus dem Gemurmel ein geheimnisvolles Klage Lied, daß der schöne Fluß, der einst die mächtigsten Tannenriesen des Schwarzwaldes und die schönsten, kräftigsten Menschen des Tales getragen, nun zu schmachlichen Diensten gezwungen wird, in Wolfach Pappendeckel und in Schnelllingen Bündhölzchen machen zu helfen.

Das neue Versorgungsheim der Stadt Wien.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Zu den bedeutendsten Werken, die während der Amtstätigkeit des Bürgermeisters Dr. Zueger in Wien geschaffen wurden, zählt das neue städtische Versorgungsheim, das am 15. Juni 1904 im Beisein des Kaisers Franz Joseph und einer ungeheuren Menschenmasse eingeweiht und eröffnet wurde.

Seit dem frühen Morgen waren bereits die Weihbischöfe Dr. Schneider und Dr. Marschall unter zahlreicher Assistenz der Geistlichkeit mit der Konsekration der neuen, durch die Betätigung des regsten Bürger sinnes zu einem Juwel ersten Ranges ausgestatteten Kirche beschäftigt. Um 6 Uhr Morgens begann die Geistlichkeit mit der Konsekration, welche knapp vor der Ankunft des Kaisers, die um 10 Uhr erfolgte, beendet war. Der Fürst erschien in Marschalluniform und wurde von der Volksmenge stürmisch begrüßt.

Nachdem der Kaiser in das Festzelt eingetreten war, richtete Bürgermeister Dr. Zueger eine Ansprache an den Monarchen. In derselben sagte das Stadtoberhaupt unter anderm, daß Wien in der Frage der Armenversorgung an der Spitze aller Städte einher schreite und trotz der sich bis ins ungeheuerliche steigenden Anforderungen für die Entwicklung der Stadt die Möglichkeit gefunden habe, ihren Armen ein in allen Beziehungen durchgebildetes freundliches und gesundes Heim zu bereiten. Dabei sei nicht vergessen worden, auch dem Herrn eine Stätte zu bereiten, damit es den Bewohnern dieses Heimes ermöglicht werde, ihren Christenpflichten zu entsprechen. Redner schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Der Kaiser bemerkte in seiner Erwiderung, er konstatiere es mit Freude, daß dieses neue Versorgungsheim in prächtiger, gesunder Lage in großartigen Dimensionen ausgeführt sei und er hoffe, dasselbe werde mit Gottes Hilfe ganz und voll entsprechen.

Der Kaiser begab sich hierauf, gefolgt von den Festgästen über die Freitreppe hinauf zum Portale der neuen Kirche, bei welchem in Vertretung des durch ein leichtes Unwohlsein verhinderten Kardinals Fürsterzbischof Dr. Gruscha, Weihbischof und Generalvikar Dr. Schneider an der Spitze der Geistlichkeit, darunter Weihbischof Dr. Marschall und Burgpfarrer Bischof Dr. Mayer, den Monarchen empfing, ihm das Weihwasser reichte und ihn mit dem Erzherzog Rainer in das Presbyterium geleitete. Während der hl. Messe, welche Weihbischof Schneider zelebrierte, trug der Wiener Männergesangsverein Schuberts „Deutsche Messe“ vor.

Nach dem Te Deum, welches am Schlusse angestimmt wurde, richtete der Bürgermeister an den Kaiser die Bitte, einzelne Teile des neubauten Versorgungsheims zu besichtigen, was sodann geschah. Der Kaiser fand während seines Rundgangs in der Anstalt nur Worte wärmsten Lobes über die hübsche, saubere und praktische Einrichtung aller Räume. Im Krankenheim sprach er sich besonders anerkennend aus über den großen Auftrieb, der den einzelnen Kranken zugewiesen ist. Unter brausenden Hochrufen der versammelten Menge verließ der Kaiser nach etwa fünfviertelstündigem Aufenthalt die Anstalt.

Die gesamte Grundfläche dieser einen ganzen Stadtteil bildenden Anlage hat ein Ausmaß von 353 000 Quadratmetern und grenzt im Südwesten an den Kaiserlichen Tiergarten in Lainz. Die auf einem von Ost nach West sanft ansteigenden Hügel erbaute Anlage machte die Ausführung von fünf großen Längsterrassen notwendig, auf denen sich die Gebäude erheben. In den Räumen können vorerst 2300 und nach Vollendung der in Aussicht stehenden Ergänzungsbauten im ganzen 4000 Pfründner und Pfründnerinnen Unterkunft finden. Zur Linken der Kirche liegen die Frauenheime, zur Rechten die Männerheime. Abgesondert im Norden liegen die Einsegnungskapelle, die Leichenhalle und die Sektionsäle. Sämtliche 28 Gebäude liegen von allen Seiten frei und sind durch Garten- und Parkanlagen von einander getrennt. Die unterste Terrasse hat mit ihrem Gebäude eine Längenentwicklung von 2610 Meter. Auf der oberen Terrasse sind Plätze für Ergänzungsbauten vorgesehen. Alle Hilfsmittel der modernen Technik wurden aufgeboten, um sämtliche Räume behaglich und freundlich auszugestalten. Jedes Heim hat eine Frontlänge von 85 Meter und bietet in drei Geschossen Raum für 280 Pflinglinge. Jedes Stockwerk hat einen 126 Meter großen, doppelt beleuchteten Tagraum, der als Speisesaal dient. Die Hinterfronten haben Veranden, breite, heizbare Wandelbahnen vermitteln den Verkehr. Jedes Geschoss enthält Zimmer mit einem bis acht sehr gut ausgestatteten Betten. Jedes Bett hat einen Lichtraum von 35 Kubikmeter. Die Zimmer und Möbel sind hell gehalten. Die Speisen und der Kaffee werden aus der großartig ausgestatteten Zentral- und Kaffeeküche auf Heizvorrichtungen auf Rollbahnen den einzelnen Heimen zugeführt. Neben der Küche ist ein 140 Quadratmeter großer freundlicher Restaurationsaal. Speisebereitungs- und Waschmaschinen-, die Heizungs- und Beleuchtungs-, Ventilations-, Telephon- und Telegraphen-Einrichtungen sind nach den neuesten Systemen eingerichtet. Mit einem Worte, alles ist mustergültig und Vizobaudirektor Helmreich, der die Pläne der Anlage entwarf, darf stolz auf sein Werk sein.

Nun noch ein Wort über die Kirche, die den Mittelpunkt der Hauptanlage inmitten der zweiten Terrasse bildet. Der Kaiser sprach sich äußerst lobend über das Innere und Äußere aus. Das zweithürmige Gotteshaus, vom städtischen Architekten Scheininger in spätromanischem Stil gebaut, ist ein wahres Schmuckstück. Mit diesem seinem ersten Werk hat der genannte Architekt ein Meisterwerk geschaffen. Die Kirche bietet für tausend Personen Raum. Die Kuppelfassade weist reichen Figurenschmuck auf, den die Wiener Bildhauer Kathansky und Heu ausgeführt haben. Eine originelle Zier bilden die an dem Turme angebrachten, in Majolika ausgeführten Wappen der zwanzig Wiener Bezirke. Die Wände des farbigen Innern schmücken in friezartiger Anordnung die Wappen von 120 Genossenschaften. Der Hauptaltar und die Seitenaltäre sind aus Marmor. Das dreiteilige Altarbild des Malers Hans Zaks, zeigt Maria mit dem Jesuskinde auf dem Thron, und vor ihr den heiligen Karl Borromäus, während auf dem einen Flügel Bürgermeister Dr. Karl Zueger kniend, und zwar in einem mit Hermelin verbrämten Gewande dargestellt ist. Fast die ganze Einrichtung, namentlich die vierundvierzig herrlichen Fenster in Glasmalerei, die Kanzel, Kronleuchter, Altarbilder, Kirchengewölbe, Beichtstühle u. s. w. sind Schenkungen von Genossenschaften, Vereinen, Bürgern und Bürgerfrauen, die auf diese Weise ihre große Teilnahme für die armen, alten Bewohner von Wien bekunden wollten.

Das Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal in Berlin.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Am Goldfischteich im Berliner Tiergarten steht das nunmehr vollendete Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal von Professor Rudolf Siemering. Auf einem runden Plateau aus grauem Granit erhebt sich ein dreiseitiger Marmorbau; auf jeder Seite steht auf einem Sockel vor einer Nische die Halbfigur eines der drei Heroen der Tonkunst, denen gemeinsam dies Monument gewidmet ist. Der Sockel für Haydn zeigt das Relief eines anmutvoll tanzenden Landmädchens; die Nische ist mit vergoldeten Lehren und Kornblumen geschmückt, um die naive Natürlichkeit des Meisters anzudeuten. An Mozarts Postament ist eine junge Frau zu sehen, die mit einem Korb auf dem Haupt und Blumen streuend durch heitere Auen wandelt; Rosen schmücken die Nische Meister Wolfgangs, dem eine so unvergleichliche Fülle der Melodien gegeben war. Bei Beethoven endlich erinnern der felsensprengende Titan und der mit Disteln umrannte Sockel an sein dornenvolles Ringen. Die charakteristischen Halbfiguren der drei Tondichter hat Professor Siemering in doppelter Lebensgröße geschaffen. Eine neugebahnte Promenade führt von Süden auf die Hauptseite des Denkmals mit dem Bildnis Beethovens.

Königstein im Taunus und die Villa Andréé.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Mit dem Namen „Taunus“ bezeichnet man das Bergland zwischen Main, Rhein und Lahn, insbesondere die südlichen Abhänge desselben. Der Taunus bildet die eigentliche Grenzscheide zwischen Nord- und Süddeutschland und gehört seit dem Jahre 1866 ganz dem Königreich Preußen. Das reich gegliederte Land zählt über 150 Mineralbrunnen, von denen über 40 medizinisch benutzt werden. Von den teilweise mit Burgruinen gekrönten Bergen genießt man eine herrliche Aussicht über das malerische Land, das bemerkenswerte Ueberreste römischer Befestigungen aufweist und der Boden vieler Kämpfe der Römer gegen die Germanen gewesen ist. Als das bekannteste dieser Römerkastelle nennen wir hier die Saalburg, die schon im Jahre 10 vor Christus durch Drusus erbaut worden sein soll. Sie wurde in der neuesten Zeit gelegentlich des Gordon Bennet-Rennens als Ausgangs- und Zielpunkt viel genannt. Die Wegstrecke des Rennens führte bekanntlich auch über das Städtchen Königstein, das zu den neutralisierten Orten gehörte; in denselben durfte die Rennstrecke mit anderen Fuhrwerken und auch von Fußgängern gekreuzt werden.



Eine japanische Infanteriepatrouille.

Das äußerst malerisch gelegene Königstein (373 Meter über dem Meere) ist ein viel besuchter Luftkurort und zählt etwa 2400 meist katholische Einwohner. Es hat ein Amtsgericht, eine Wasserheilanstalt, sowie eine Natur-Heilanstalt. Der Ort, der eine interessante Geschichte hinter sich hat, erhielt im Jahre 1312 Stadtrechte, nachdem 1289 bereits die Pfarrkirche zu St. Marien bestanden. Im Jahre 1645 kamen Kapuziner hierher, unter welchen der durch seine Volkserbauungsbücher bekannte Vater Kochem (gestorben 1712) als beliebter Volksprediger hervorragte. Das heutige Hotel zum Löwen war das frühere Kapuzinerkloster. Die Grafschaft Königstein kam durch Erbschaft an die lutherischen Grafen von Stolberg, welche das Land lutherisch machten; im Jahre 1603 kam es jedoch als Kaiserlehen an Kur-Mainz und die zur Grafschaft gehörigen Gemeinden wurden alsbald wieder katholisch.

Die Ruine der Festung und Burg Königstein trägt am Eingangstor das kurmainzische Wappen. Sie liegt auf senkrechter Felswand 455 Meter über dem Meere. Das ehemalige sehr feste Bergschloß wird schon im Jahre 1042 erwähnt. Von 1533 bis 1581 gehörte es den Herren Stolberg, von 1581 bis 1631 Kur-Mainz, in welchem Jahre es von den Hessen erobert wurde. Durch Gustav Adolf von Schweden kamen die Grafen Stolberg wiederum in den Besitz der Burg, aber bereits 1635 nahmen sie die Kaiserlichen unter Gallas und gaben sie Mainz zurück. Mit einigen kurzen Unterbrechungen blieb Königstein nun bis 1803 den Kurfürsten von Mainz. 1796 wurde das Bergschloß von den Franzosen gesprengt; seitdem liegt es in Trümmern.

Das von Fremden seiner gesunden und schönen Lage wegen viel besuchte Städtchen hat in seiner nächsten Umgebung mehrere prächtige Villen, die ihm ein malerisches und vornehmes Aussehen verleihen. Eines der hervorragendsten dieser Landhäuser, die Villa Andréé, zeigt unsere

Schweizer Volksschauspiele.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In Wiedikon = Zürich brachte während der Sonntage des Monats Juli 1904 und wird bringen am 7. August, eventuell auch noch die folgenden Sonntage, die Volksschauspielgesellschaft Arnold Otts gewaltiges Drama „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ in einem eigens hierfür erbauten, 5000 Menschen fassenden Spielhause zur Auf-führung. Das Schauspiel Otts hat zum Gegenstand den Kampf und Sieg der Eidgenossen über den ländergerigen Herzog Karl von Burgund, einer der mächtigsten Fürsten des späteren Mittelalters (1467 bis 1477), von dem das Volkslied singt, daß er in der Schweiz (am 1. März 1476) bei Grandson das Gut, bei Murten (am 22. Juni 1476) den Mut, bei Nancy (am 5. Januar 1477) das Blut verloren habe. Das gewaltige Drama, dessen Massenszenen so großzügig entworfen sind, daß sie nur noch in denen von Grabbes „Napoleon“ ihresgleichen finden, kann bloß in einer weiten offenen Bühne unter freiem Himmel zu wirklich ergreifenden Lebenswahrheit erstehen. Es fordert



Maler George Frederic Watts †.

aber eine würdige Darstellung so viel Personal, so große Opfer an Zeit und Geld und ein solches Maß treuer Hingabe, daß kaum irgend eine andere Gesellschaft der Schweiz das Drama je wird auf-führen können. Mußten doch bis zum ersten Spieltag bereits mehr als 100,000 Franken ausgeworfen werden und wirkten doch über 800 Personen mit, darunter 80 Reittiere und 200 Sänger und Sängerinnen. Ganz originell ist die Bühneneinrichtung. Von beiden Seiten her führt zur Vor-bühne hinauf eine breite Rampe, über die Reiter und Kartauen (Geschützen) dahinfließen, sei's zum Angriff oder zur Flucht. Die Bühne selbst ist nur in ihrem vorderen Drittel gedeckt, auf Mitte und Hintergrund schaut der offene Himmel herein. Und eigenartig

wie die Bühneneinrichtung ist auch die Zusammensetzung der Spielgesellschaft. Alles tut mit, der Arbeiter wie der Handwerksmeister, der Arzt wie der Kaufmann, der Stadtrat und der Richter. Mitglieder jeder politischen Partei haben sich hier freudig zur Lösung einer großen und dankbaren Aufgabe zusammengefunden. Dank der geschickten Leitung sind die Massenszenen, die Prüfsteine jeder Regie, voll sprühenden Lebens, und die Hauptrollen zeigen eine Sicherheit in Wort und Bewegungen, wie man sie sonst von Dilettanten nur selten zu hören und zu sehen gewohnt ist.

Maler George Frederic Watts †.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In seiner Vaterstadt London ist am 1. Juli 1904 der Maler und Bildhauer George Frederic Watts, einer der bedeutendsten Künstler der Gegenwart, im Alter von 84 Jahren gestorben. Schon in seiner äußern Erscheinung den Sonderling verratend, wandelte er auch in seinem künstlerischen Schaffen eigene Bahnen und nannte sich mit Vorliebe einen „Maler von Gedanken“; man bezeichnete ihn auch als „Farbenprediger“ oder „Kanzelmaler“, weil er in seinen Schöpfungen immer einen höheren Gedanken, eine gute Lehre zum Ausdruck zu bringen suchte. Er schuf eine große Zahl von historischen Bildern, pflegte zugleich das allegorische Gemälde und das Porträt und widmete sich daneben auch der Mosaikbilderei und der Skulptur. Von 1844—46 hielt sich Watts in Italien auf; 1867 wurde er zum Mitglied der königlichen Akademie in London gewählt. Seine zahlreichen Werke, in denen allen die Eigenart einer ideal angelegten Künstlerseele sich wieder spiegelt, sichern dem Dahingegangenen für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte Englands.

Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Will meines Guten Fortschritt ich erkennen,
 Dann frage und durchforsch' ich Herz und Seele still.
 Was glaubst Du nun, was sie mir da wohl nennen?
 Das Gute? . . . Nein, was ich nun Böses nicht mehr will.
 Karlsruhe. Amalie Eberhard.

[Ein neues Riesensäß.] (Mit Abbildung.) Das große Saß im Keller des Heidelberger Schlosses, dessen Inhalt auf den Zwerg Perseo eine so magische Anziehungskraft ausübte, hat jetzt einen modernen Nebenbuhler erhalten. Die Vereinigten Rheinischen Saßfabriken in Andernach am Rhein haben kürzlich für eine Straßburger Firma ein Riesensäß hergestellt, das über 1000 Hektoliter faßt. Die Vollendung dieses Saßungeheuers wurde durch ein solennes Frühstück gefeiert, das in seinem Innern stattfand. Der Raum war durch eine elektrische Bogenlampe erhellt, und 24 Herren fanden reichlich darin Platz. Das mächtige Saß ist eines der größten, das, ausschließlich aus gespaltenem Eichenholz bestehend, jemals für den praktischen Gebrauch gebaut wurde. Es mißt 5,20 Meter in der Länge und 6 Meter im Durchmesser und besitzt ein Gewicht von 400 Zentnern. Die Beförderung bis zum Bestimmungsorte soll in ganzem Zustande vermittlest eines Frachtschiffes auf dem Rheine erfolgen. Die Vorderseite des Saßes zieren prächtige Schnitzereien.

[Ein berühmter General.] einer der bedeutendsten, die je gelebt, war der französische Marschall Sebastian Le Preton de Bauban, geboren am 15. Mai 1633 in St. Léger de Fouger, gestorben am 30. März 1707. Er erbaute nicht nur zahlreiche Festungen, sondern leitete auch 53 Belagerungen, so daß er wohl in dieser Hinsicht einen Rekord aufgestellt haben dürfte, der bisher noch nicht übertroffen wurde.

J. H.

[Das ist zu viel.] Ein Dieb brach am frühen Morgen in ein herrschaftliches Haus ein und gelangte in das Musikzimmer. Als er Fußritte vernahm, verbarg er sich hinter einem Wandschirm. Diesen Platz konnte er nicht wieder verlassen. Von sieben bis acht Uhr hatte nämlich die älteste Tochter Klavierunterricht. Von acht bis neun Uhr bekam die zweite Tochter ihre Singstunde. Der älteste Sohn hatte von neun bis zehn Uhr Violinunterricht. Von zehn bis elf Uhr übte der zweite Sohn ein Flötensolo. Um elf Uhr kamen alle Brüder und Schwestern zusammen und spielten ein ohrenbetäubendes Quartett. Um halb zwölf Uhr endlich taumelte der Dieb aus seinem Versteck hervor, fiel dem Quartett zu Füßen und schrie: „Barmherziger Himmel! ich gebe mich gefangen — hört bloß auf!“

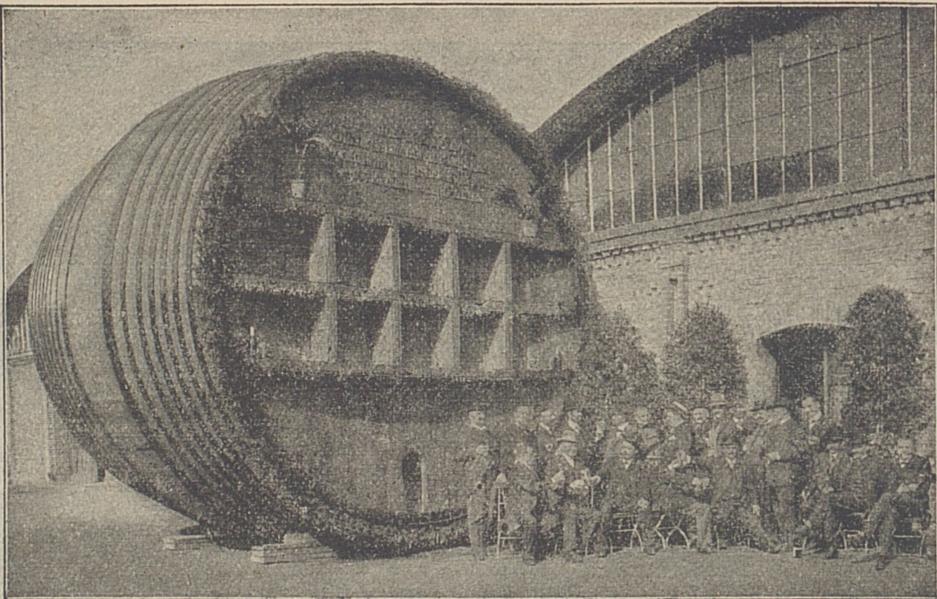
[Allzu natürlich.] Alte Dame (beim Ausstopfer): „Da sehen Sie selber! Im Sommer erst haben Sie meinen armen Papagei ausgestopft, und jetzt fallen ihm schon alle Federn aus!“ — Ausstopfer: „Aber, Verehrteste! Das ist ja der Triumph der Kunst! Wir stopfen die Vögel so natürlich aus, daß sie sogar zur richtigen Jahreszeit mausern.“

[Unbestellbar.] Ein Geschäftsmann wünschte gegen einen Schuldner in einer ihm unbekanntem Stadt vorzugehen. Er sandte dorthin einen Brief mit der Aufschrift: „An einen ehrenwerten Rechtsanwalt in A.—.“ Den Brief bekam er zurück mit dem postalischen Vermerk: „Nicht zu ermitteln.“

[Im Wohltätigkeitsbazar.] „Wollen Sie nicht 'mal mitwürfeln um dies Kissen, meine Gnädige?“ — „Nein danke.“ — „Ich weiß ja, das Ding ist lächerlich bunt und geschmacklos, aber um des guten Zweckes willen könnten Sie doch mittun.“ — „Nein, danke — ich habe es selbst gestiftet.“

[Im Verein.] Vorsitzende des Vereins: „Es ist hier ein Antrag gestellt worden —“ — Alle weiblichen Vereinsmitglieder (aufspringend): „Für wen?“

[Moderne Jugend.] Die kleine Ella „Du, Paula, ich kann schon in Ohnmacht fallen!“



Ein neues Riesensäß in Andernach am Rhein.

(Nachdruck verboten.)

[Schlaflosigkeit.] Häufig wird durch krankhafte, nervöser Erregung, Schmerz, geistige Ueberanstrengung, übermäßigen Gemüß von starkem Tee, Kaffee etc. Schlaflosigkeit hervorgerufen. Das Uebel ist oft nur schwer zu beseitigen, meist durch Hebung der Ursachen, und die Anwendung narcotischer Mittel soll nur auf Anordnung des Arztes geschehen. Dagegen gibt es ein ganz harmloses Hausmittel, das fast regelmäßig Erfolg hat, wenig bekannt ist und von dessen Güte man sich leicht überzeugen kann. Man nehme einfach ein feuchtes Handtuch und lege es sich in den Nacken. Gegen Schlaflosigkeit bei nervösen Leuten, die an kalten Füßen leiden und in dem Kopfe Hitze haben, gibt es kein besseres Mittel, als abends vor dem Schlafengehen die Glieder, besonders die Füße, mit einer Bürste oder mit einem ausgewundenen Handtuche tüchtig abzureiben. Hierdurch wird das Blut besser in Umlauf gesetzt und es tritt Müdigkeit ein. Arzneien lassen sich gegen diese Art von Schlaflosigkeit nicht mit Erfolg anwenden.

[Petersilien-Eier.] Sechs Personen. Eine halbe Stunde. Man läßt ein Stückchen Butter kochen werden, dämpft einen Eßlöffel geriebene und gesiebte Semmel darin durch, fügt anderthalb Eßlöffel feingehackte Petersilie und drei Achtel Liter saure Sahne dazu, läßt dies miteinander aufkochen, schmeckt nach Salz ab und würtzt mit 5 Tropfen Maggis Würze. Unterdessen hat man 7—8 Eier hartgekocht, geschnitten, in Streifen oder Scheiben geschnitten und auf eine warmgehaltene Schüssel gelegt. Die Sauce gießt man darüber.

[Kaffee löse.] Drei Tassen Mehl (auch Schrotmehl oder Maizgries, 1—2 Eier, eine Tasse Milch, Salz, nach Belieben auch eine Tasse Butter, zu einem festen Teig verührt. Mit einem Löffel sticht man Klöße ab und tut sie in kochendes Salzwasser. Wenn sie gar sind, kommen sie an die Deckfläche.

[Geleebereitung aus Blaumen.] Die Blaumen werden entsteint, mit so viel Wasser, als zum Bedecken der Früchte notwendig ist, etwa 15 Minuten lang gekocht und dann ausgepreßt. Den Saft filtriert man durch Leinwand oder Flanell, gibt je nach der Art der Früchte an den Liter 100—300 Gramm gestoßenen Zucker zu und bringt den Saft bis zur gelungenen Geleeprobe aufs Wasserbad. Die gelungene Geleeprobe besteht darin, daß ein mit dem Löffel auf einen kalten Porzellanteller bringt, sofort erstarrt. Ist dieses der Fall, so wird die warme Flüssigkeit in Gläser gegossen.

[Himbeerjaß] bereitet man aus völlig reifen Beeren, die man zerdrückt und an einem kühlen Orte stehen läßt, bis sie anfangen zu gären; der Saft wird dann ausgepreßt und diesen läßt man ebenfalls wieder zum Gären kommen. Dann wird er abgeschäumt und der reine Saft, mit einem bis anderthalb Kilo Zucker versetzt, zum kurzen Aufkochen auf Feuer gebracht. Der sich bildende Schaum muß immer wieder abgenommen werden. Nach dem Erkalten füllt man den Saft in Flaschen, die man gut verkorkt. Man kann auch ohne Feuer Himbeerjaß haltbar machen, wenn man denselben sofort nach dem Auspressen mit fünfzehn Prozent sechsundneunzigprozentigem reinsten Weingeist oder auf hundert Liter mit zwanzig Gramm Salzsäure versetzt.

[Die Kirisch-Johannisbeere] gilt als die ertragreichste: auf ein Liter Saft sollen drei Liter Wasser und einhalb Kilo Zucker genommen werden, während bei den Stachelbeeren auf ein Liter Saft ein Liter Wasser genügt.

[Vederveine für gelbes und braunes Schuhwerk] Zwei Teile gelbes Wachs, ein Teil Stearin werden in ein Teil Leinöl im Wasserbade geschmolzen, sechs Teile

Terpentin zugesetzt und ein Teil Goldocher eingerieselt. Für sich schmilzt man ein Teil harter Seife in 10 Teilen Wasser, und unter fortwährendem Umrühren mischt man beide Lösungen zu einer gleichförmigen Milch, der man nach und nach so viel Wasser zusetzt, bis die Gesamtmenge dreißig Teile ausmacht. Man rührt so lange, bis die Mischung kalt geworden, und füllt die nun fertige Creme in weitbalsige Flaschen.

Silberrätsel.

Aus nachstehenden 34 Silben: a, as, b, a, brei, chin, cron, da, du, fi, ga, frock, his, ho, heim, i, jo, ka, ta, fert, ki, mal, mal, na, na, ue, nen, nien, ol, nov, ven, sach, than, ter, trup sind Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1. eine Dichtung von Bischoffe, 2. einen weiblichen Rufnamen, 3. eine Person aus dem alten Testamente, 4. einen Ort in der Provinz Hannover, 5. eine Südfucht, 6. einen Dichter, 7. einen Staat in Nordamerika, 8. eine preussische Festung, 9. einen humoristischen Schriftsteller, 10. einen Vogel, 11. eine Stadt in Mecklenburg-Schwerin, 12. eine Stadt in Italien, 13. einen Ort in der Rheinprovinz. So geordnet, nennen die Anfangsbuchstaben einen niederdeutschen Dichter, während die Endbuchstaben eine bekannte Dichtung desselben ergeben.

Zogograph.

Es bringt mit Z so manches Leid, Mit einem K wächst's auf dem Feld
 Mit W erfrischt's zur heißen Zeit. Nimmt Du jedoch ein H dafür,
 Es sticht, wird D dafür gestellt, Dann dient's als Waffe manchem Tier.

(Die Aufösungen folgen in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer.

Aufösung des Zahlenquadraträtsels: Aufösung des Einschaltungs-
 rätzels:
 M e t z
 G h r e
 t r e u
 B e u s
 Wahl, Leid, erben, Leber, Leistung, Steine.
 „Gerbst“.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.